

Kirsten Lehmkuhl, Berlin 2010

"Warum ich das mache? - Weil ich es kann."

Wenn Sie in einem guten Restaurant essen gehen, dann bekommen Sie eingangs einen kleinen Gruß aus der Küche. Wenn, wie heute, eine Veranstaltung zum Thema beruflicher Bildung in Räumen des DGB durchgeführt wird, soll der Gruß aus der Arbeitswelt nicht fehlen.

Ich habe Ihnen deshalb eine Schutzjacke mit Leuchtstreifen aus dem Bereich Straßenbau mitgebracht. Ich will dazu eine kleine Geschichte erzählen, die uns einen Aufhänger für den wichtigen Zusammenhang zwischen Können und Wollen geben kann. Es geht um ein Plakat, auf dem, wenn ich richtig erinnere, das Deutsche Rote Kreuz für die Ausbildung zum Rettungssanitäter wirbt. Auf dem Plakat kniet ein junger Mann in ebensolcher Jacke im Regen neben einem Unfallopfer; das Blinklicht des Krankenwagens spiegelt sich auf den Leuchtstreifen seiner Jacke wider. Er schaut den Betrachter durch seine tropfnasse Brille an und beantwortet die Frage: "Warum ich das mache?" mit "Weil ich es kann."

Wenn wir uns heute um gangbare Wege von der Schule in den Beruf und um mögliche pädagogische Unterstützung auf diesem Weg auseinandersetzen, dann müssen wir uns auch und vor allem mit der Frage befassen, was junge Menschen bewegt, einen Beruf zu ergreifen und mit diesem einen wichtigen Beitrag zum Funktionieren ihrer Stadt oder Gemeinde, zum Zusammenleben in ihrem Gemeinwesen zu leisten. Berufliches Können führt dazu, dass wir auch jungen Menschen, die uns helfen, vielleicht sogar unser Leben retten, mit großem Vertrauen begegnen. Berufliche Bildung verschafft jungen Menschen Bedeutung und damit die Anerkennung, die erforderlich ist, um auch schwierige und belastende Aufgaben zu meistern.

So wie der Appetit beim Essen kommt, so entsteht auch Leistungswille bei der Gelegenheit, das eigene Können zu zeigen. Gerade an solchen Gelegenheiten mangelt es seit vielen Jahrzehnten für einen viel zu großen Teil der jährlichen Schulabgängerinnen und -abgänger.

"Berufsziel definiert - Ziel nicht erreicht!"

Dieser Tagungstitel ist eigentlich schon der beste Impuls, den wir für unsere Diskussion zu dieser Problematik heute brauchen! Er benennt eine Paradoxie in der Bemühung um bessere Berufsorientierung von Schülerinnen und Schülern, eine Paradoxie, die alle pädagogisch engagierten Fachkräfte in der Beratung von SchülerInnen und SchulabgängerInnen beschäftigt: Es geht um den Umstand, dass auch der klarste Berufswunsch und die ehrgeizigsten Pläne nicht weiterhelfen, wenn die Zahl attraktiver Ausbildungs- und Studienplätze zu knapp ist. Außerdem nützen die klaren Ziele auch dann nichts, wenn die Bildungsvoraussetzungen und die Qualität der beruflichen Bildung nicht ausreichen, um die eigenen Ambitionen und Wünsche zu verwirklichen.

Warteschleifen im Übergangssystem, halbherzige Kompromisse und hohe Abbruchquoten¹ in Ausbildung und Studium sind die Folge.

¹ In einer Schweizer Untersuchung von Ausbildungsabbrüchen zeigt sich, dass die betroffenen Jugendlichen nicht weniger aktiv in der Suche nach einem Ausbildungsplatz waren. Auffällig ist aber, dass viele von ihnen trotz zahlreicher Bewerbungen, nur ein einziges Ausbildungsangebot erhielten.

Unser Bildungssystem, das haben wir seit den PISA-Studien sozusagen amtlich, trägt eine Mitschuld, wenn Jugendliche am Übergang in Ausbildung und Beruf aufgrund schlechter Leistungsvoraussetzungen scheitern. An den allgemeinbildenden Schulen gelingt es bis heute nicht, allen Kinder, egal welcher Herkunft und persönlichen Vorgeschichte, ein Lernangebot zu machen, das ihre Vorkenntnisse - bei Kindern mit Migrationshintergrund insbesondere ihre Zweisprachigkeit - sinnvoll aufgreift, bestärkt und weiterentwickelt statt sie zu ignorieren und so als irrelevant zu diskriminieren. Ungleiche Entwicklungsbedingungen von Kindern werden im Laufe der Schulzeit viel zu wenig berücksichtigt, nachteilige Bedingungen werden eher verstärkt als kompensiert.

Das in seiner Ausgestaltung noch nicht sehr fassliche Konzept des Dualen Lernens in der Berliner Sekundarschulreform greift vielleicht am Ende der Schulzeit; den mit PISA aufgezeigten Mängeln in der Vermittlung von Basiskompetenzen lässt sich aber nur entgegentreten, wenn die Unterrichtsqualität und individuelle (Früh-)Förderung von Beginn an systematisch verbessert wird.

Für den Zugang zu beruflicher Bildung überlassen wir schließlich der Wirtschaftskonjunktur die Herrschaft über diesen zweiten großen Bildungsbereich: Das Duale System mit seinem seit Jahrzehnten zu knappen betrieblichen Ausbildungsangebot wird durch das Übergangssystem, das selbst keine beruflichen Abschlüsse vermittelt, in seiner Alleinzuständigkeit für die berufliche Bildung eher bestärkt, statt sinnvoll ergänzt. Eine Konkurrenzsituation, wie wir sie hunderttausendfach der nachwachsenden Generation zumuten, will man den Betrieben auf der Suche nach Auszubildenden ersparen. Ein ernstzunehmender Ausbau überbetrieblicher Berufsbildungszentren mit attraktiven, weil zukunftstauglichen Ausbildungsberufen wird als Bedrohung des Dualen Systems abgelehnt. Überbetriebliche Ausbildungen werden oft nur in solchen Berufen geduldet, in denen ohnehin kein großes Angebot für Auszubildende besteht. Das sind aber wiederum Berufe, die auf dem Arbeitsmarkt nicht nachgefragt werden, damit also eine gesellschaftliche und persönliche Fehlinvestition sondergleichen.²

Wir haben es im Bereich des Übergangs von der Schule in den Beruf unverkennbar mit Strukturmängeln des Bildungssystems zu tun. Mängel, die nur bildungspolitisch angegangen werden können.

Wenn die Bildungspolitik sich nun aktuell mit einigem finanziellen Aufwand auf die pädagogische Bearbeitung von Jugendlichen, eben auf die Verbesserung ihrer Berufsorientierung konzentriert, dann sollten wir die kritische Frage stellen, ob hier nicht

An solchen Befunden lässt bereits ablesen, dass der Begriff der Berufswahl die Situation von Jugendlichen in vielen Fällen nicht treffend wiedergibt. (Vgl. Stalder/Schmid 2006, 8)

² Die Forderung nach einem soliden, mit spannenden und herausfordernden betrieblichen Praktika unterstützten Berufsbildungsangebot, z.B. durch die zu beruflichen Bildungszentren ausgebauten Berufsschulen, wird oftmals als irrational-ansprüchliches Rufen nach dem versorgenden Staat und als Fehlentwicklung in Richtung eines erneut verschulenden Lernens diskreditiert. Tatsächlich bemüht sich der DGB seit vielen Jahren darum, das duale System durch eine Ausbildungsumlage für den Fachkräftenachwuchs zu stabilisieren und so ausbildende Betriebe gezielt zu fördern. In der Baubranche hat die Umlagefinanzierung einen von der Ausbildungsqualität her sehr erfolgreiches Konzept zentraler Bildungseinrichtungen für die erforderliche Grundbildung in Bauberufen ermöglicht. Politik und Arbeitgeberverbände verweigern aber schon genauso lange, diesem Vorbild der Baubranche zu folgen. - Die Gefahr der Verschulung darf nicht kleingeredet werden, sie unterstreicht aber eher die Notwendigkeit, endlich die bekannten Mängel eines rein fachsystematischen statt problem- und handlungsorientierten schulischen Lernens zu beheben und verweist darauf, dass das praktische Lernen in authentischen, beruflich-betrieblichen Anforderungssituationen als ein Erfolgsfaktor des dualen Systems unbedingt erhalten bleiben muss. (Vgl. zu dieser Auseinandersetzung Kruse u.a. 2009)

wie in jenem alten Witz verfahren wird: Man sucht den Schlüssel dort, wo man Licht hat, und nicht dort, wo man ihn verloren hat.

Und wieviel Licht haben wir eigentlich bei der Beratung und Unterstützung von Jugendlichen im Übergang von der Schule in den Beruf? Es wäre ganz unsinnig, pädagogisches Engagement für einzelne Jugendliche zu diskreditieren. Beratung und Begleitung sind ohne Zweifel wichtige Ansätze, um Jugendliche und junge Erwachsene in dieser belastenden Situation systematisch verstellter Berufs- und Bildungswege nicht allein zu lassen.

Und dennoch muss aus erziehungswissenschaftlicher Sicht auf einige problematische Grundannahmen der auf so vielen Ebenen angeschobenen Aktivitäten zur verbesserten Berufsorientierung hingewiesen werden. Dabei geht es um Fehlannahmen, die dazu führen können, dass pädagogische Konzepte entgegen aller guten Absichten wirkungslos bleiben oder gar unerwartete und negative Effekte erzeugen.

Einer Längsschnittstudie des Deutschen Jugendinstituts zum Verbleib von Hauptschulabgängerinnen und -abgängern zufolge gelingt etwa jedem fünften Mädchen und fast jedem dritten Jungen der direkte Übergang in eine betriebliche Ausbildung. Die Studie zeigt auch, dass nicht nur das Geschlecht, sondern auch der Migrationshintergrund mit den Chancen auf einen betrieblichen Ausbildungsplatz im dualen System korrelieren: Während 35 von 100 Jugendlichen ohne Migrationshintergrund den direkten Anschluss an eine Ausbildung finden, gelingt der unmittelbare Übergang in Ausbildung nur 22 von 100 Jugendlichen mit Migrationshintergrund.

Dabei scheint ein Befund der DJI-Studie die aktuellen Bemühungen um eine bessere Berufsorientierung besonders zu rechtfertigen: Wenn Jugendliche vor ihrem Schulabschluss angeben, keinen klaren Berufswunsch zu haben, dann sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass sie direkt einen Ausbildungsplatz finden werden, auf acht Prozent.³

Nun sind statistische Korrelationen keine kausalen Zusammenhänge: Die naheliegende Vorstellung, dass die betroffenen Jugendlichen deshalb erfolglos bleiben, weil sie keinen klaren Berufswunsch haben, lässt sich leicht entkräften: Es ist nämlich mindestens ebenso plausibel anzunehmen, dass Jugendliche deshalb keinen klaren Berufswunsch haben, weil sie, bei realistischer Einschätzung des Ausbildungsstellenmarktes, keine Aussichten auf einen Ausbildungsplatz haben. Das bleiben sie lieber wunschlos (un-)glücklich.

Diese Selbstbeschränkung, diese pessimistische Haltung von jungen Menschen bezüglich ihrer beruflichen Entwicklungschancen lässt sich auch aus den Shell-Studien herauslesen und betrifft bereits 40 Prozent der nachwachsenden Generation in Deutschland. Die Betroffenen reagieren mit passivem Rückzug, mit achselzuckendem Abwarten oder zornigem Ressentiment.⁴

Wie ist Jugendlichen aus dieser Situation und aus dieser - nur allzu nachvollziehbaren - Verstimmung herauszuhelfen?

Gelegenheiten schaffen

Was können wir von Jugendlichen lernen, die es, zum Teil über Umwege, schließlich doch geschafft haben? Im Rahmen der Kampagne "Berlin braucht Dich!" wurden Jugendliche mit Migrationshintergrund interviewt, die im Öffentlichen Dienst oder in den

³ Vgl. Reißig/Gaupp 2007, 13

⁴ Vgl. Hurrelmann 2009

Landesbetrieben eine Ausbildung machen oder schon abgeschlossen haben.⁵ Die Auswertung dieser Interviews hat uns selbst überrascht und zwar in dem Punkt, dass die befragten Jugendlichen ihren Berufsfindungsprozess gerade nicht geplant und gezielt vorangetrieben haben. Viele berichten, dass sich die später erfolgreiche Bewerbung "einfach so" ergeben habe; zufällige Begegnungen mit Bekannten oder früheren Lehrern, mit Freundinnen, die einen bestimmten Berufsvorbereitungskurs empfohlen haben, das Drängen der Eltern, ein Angebot bei eigentlich anderen Interessen doch nicht auszuschlagen, also alles in allem ein Verhalten, das zunächst nicht aus dem Berufsorientierungs-Bilderbuch, wie wir es gerne vorlesen, zu stammen scheint. Dieses Verhalten war dennoch die Basis für eine in vielen Fällen zufriedenstellende berufliche Entwicklung, von der die Jugendlichen zum Teil sehr begeistert berichten.

Die Interviews zeigen überdeutlich: die Chance oder Gelegenheit, das konkrete Angebot, das ergriffen wird, bringt mehr in Bewegung als die schönste Info-Messe oder Internetpräsentation zum Thema Berufswahl oder zur Frage "Wie bewerbe ich mich richtig?".

Jeder seines Glückes Schmied?

"Wer will, der kann." Dieses Motto ist im Kontext der Berufswahl nicht nur unredlich, es ist auch in peinlicher Weise selbstgerecht, denn es wird den Jugendlichen zumeist von jenen Erwachsenen vorgehalten, die es im Leben bereits zu etwas gebracht haben. Tatsächlich gibt es viel mehr empirische Belege für einen anderen Zusammenhang: "Wer darf, der kann!"

Ich will das am Modellversuch *strOHMerinnen* verdeutlichen, in dem der Berliner Bildungsträger LIFE e.V. 13 jungen Frauen die Gelegenheit bot, eine überbetriebliche Ausbildung zur Elektro-Installateurin im Handwerk zu machen.⁶ - Keine der Frauen, die diese Ausbildung schließlich erfolgreich absolviert haben - und es gab bemerkenswerterweise nur einen einzigen frühen Ausbildungsabbruch - keine dieser Frauen hatte je den Wunsch, Elektroinstallateurin zu werden. Keine der Auszubildenden hatte es darauf angelegt, als Frau in einem typischen Männerberuf zu arbeiten: Auch hier waren es das konkrete Bildungsangebot des Trägers, das spontane Interesse an den Inhalten und Aufgaben und die intensive fachliche Betreuung in der überbetrieblichen Ausbildung, die die jungen Frauen überzeugt und begeistert haben. - Keine der befragten Frauen haderte mit ihrer Berufswahlentscheidung, obwohl fast alle in eine ungewisse Zukunft blickten und noch nicht wussten, ob sie in dieser männerdominierten Branche je einen Arbeitsplatz finden werden. - Die Ausbildung haben sie dennoch als sinnvolle und bereichernde berufliche Entwicklung erlebt.

Mit einfachen Schuldzuweisungen liegen wir falsch!

Die angeführten Beispiele sollen aufzeigen, dass es keinen einfachen, kausalen Zusammenhang zwischen einem klaren Berufswunsch und einer positiven beruflichen Entwicklung gibt.⁷ Es ist gerade die Stärke von Jugendlichen, dass sie sich flexibel

⁵ Zur Kampagne vgl. www.berlin-braucht-dich.de. Die Interviews sind noch nicht abschließend ausgewertet.

⁶ Die Ausbildungen dauerten von 1998-2001. Vgl. Cordes 2001

⁷ Der Mythos von der freien, selbst zu verantwortenden "Berufswahl" hält sich hartnäckig und gegen jede empirische Evidenz. So ist ein Aufsatz über die eher schlechten Beschäftigungschancen von AusbildungsabsolventInnen in und um Berlin mit "Die Berufswahl macht's" überschrieben, und das über einem Text, der deutlich zeigt, dass der regionale Arbeitsmarkt die entscheidende Größe bei der Verwertung eines erlernten Berufes ist. Wenn sich die Beschäftigungschancen von jungen Handwerkern im Baugewerbe von Kaufleuten im Bank- und Versicherungsgewerbe unterscheiden, dann haben

auf angebotene Gelegenheiten einlassen, nur: es muss diese Gelegenheiten eben auch geben.

In der Debatte um die pädagogische Begleitung der beruflichen Entwicklung, insbesondere der sogenannten Berufswahl von Jugendlichen wird der Information über Berufe und mögliche Berufswege eine hohe Bedeutung beigemessen. Auch die Bundesagentur für Arbeit und ihre Institutionen und Publikationen setzen auf Information, mit der angebotenen Eignungsdiagnostik zugleich aber auch auf die Aufforderung, doch die eigenen Stärken und Schwächen sowie Interessen mit den realisierbaren Berufswegen abzugleichen und durch diesen Prozess gegebenenfalls zu hohe Ansprüche an zukünftige Arbeitsbedingungen, an sozialen Status und Einkommen aufzugeben.

Schauen wir uns die verbreiteten Angebote zur Berufsorientierung genauer an, dann finden wir eine etwas unglückliche Vermischung der Aufforderung zur positiven Selbstvermarktung ("Jeder hat irgendwo Stärken, die müssen doch zu finden sein!") mit dem Rat, flexibel zu sein, Kompromisse einzugehen und Alternativen jenseits der eigenen Wünsche wahrzunehmen. - Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die für Beratung und Begleitung zuständigen Erwachsenen darauf beharren würden, dass die Welt voller Chancen sei, man müsse nur einmal richtig (informiert) hinschauen, um sie zu erkennen. - Mit dieser vermutlich aufmunternd gemeinten Verklärung der tatsächlichen Verhältnisse kommt es aber genau zu jenem Effekt der Responsabilisierung, der Verantwortlichmachung, der den betroffenen SchulabgängerInnen unweigerlich das Gefühl geben muss, selbst schuld zu sein, wenn sie den Weg in einen vielversprechenden Beruf nicht gleich finden.

Gerade Jugendliche, die nicht wissen, was sie wollen, laufen Gefahr, so eine Sozialarbeiterin aus dem Feld der Schülerberatung, von Informationsangeboten geradezu überrannt zu werden. - Was läuft hier schief?

Ich will mit ein paar Impulsen dafür sorgen, dass auch wir, die Professionellen wie die als Eltern betroffenen Erwachsenen, die bedrückende und im wesentlichen von den Schülerinnen und Schülern unverschuldete Situation realitätsgerecht zur Kenntnis nehmen.

Fehlende Basiskompetenzen

Das Versagen der Schule lässt sich an dem absurden Befund ablesen, dass viel zu viele Jugendliche, nämlich fast ein Viertel aller Fünfzehnjährigen, nur auf Grundschulniveau lesen, schreiben und rechnen können. Das reicht für eine anspruchsvolle betriebliche Ausbildung nicht aus, zumal sowohl in der Berufsschule wie in den Betrieben kein Konzept und zu wenig Know-how vorliegt, bei solch eklatanten Mängeln in der Grundbildung systematisch Abhilfe zu schaffen. Hintergrund und Ursache ist ein traditionsreiches Schulsystem, das unterschiedliche Schülerleistungen weniger als Anlass zur individuellen und besseren Förderung nimmt, stattdessen Schullaufbahnentscheidungen und Zulassungsberechtigungen auf diesen Differenzen aufbaut. Wer in sozial privilegierten Verhältnissen aufgewachsen ist, wird sein Privat- und Berufsleben auch in Zukunft in ebensolchen Verhältnissen verbringen dürfen. Dem Rest winken, wenn überhaupt, schlechte bezahlte Un- und Angelerntentätigkeiten.

Damit nicht genug bekommen Kinder und Jugendliche überhaupt keinen treffenden Eindruck von ihren tatsächlichen Leistungen. Selbst mit schwachen Haupt- oder mitt-

leren Schulabschlüssen wagen sich Jugendliche auf den weiteren Bildungsweg an Berufsfachschulen oder Gymnasien, um dann allzuoft bereits im Probehalbjahr zu scheitern.

Leistungsdiagnostik und das Gespräch darüber sind ungeliebte Themen im Schulalltag. Die Unterrichtsziele und die Bewertungsmaßstäbe ihrer Leistungen bleiben den SchülerInnen oft verborgen. Das liegt unter anderem an der häppchenweisen Stoffvermittlung, am Durchnehmen von Lektionen, deren Relevanz und Lebens-, gar Arbeitslebensbedeutung für die Lernenden nicht zu erkennen ist, auch nicht immer gegeben ist. Es liegt am kleinschrittig fragend-entwickelnden Unterricht, der für ein tieferes Verstehen komplexer Zusammenhänge keinen Raum lässt. Diese Mängel ziehen sich durch in einem Schulsystem, in dem frühere Mittelschichtkinder gerade den Kindern aus der Unterschicht, zumal jenen mit nichtdeutscher Muttersprache, nicht weiterhelfen können, nicht zuletzt, weil sie sich in deren Verständnis- und Lernschwierigkeiten überhaupt nicht einfühlend fühlen können. - Die Lehrerbildung widmet dieser Professionalisierungsaufgabe, jene 13.000 Schulstunden der eigenen Schulzeit nicht zum Vorbild für die spätere Berufstätigkeit als Lehrkraft zu nehmen, immer noch viel zu wenig Aufmerksamkeit. Schlimmer noch: selbst an den Hochschulen dominiert bis heute in vielen Fachgebieten noch ein Stil der (sogenannten) Wissensvermittlung, der die Verknüpfung neuen Wissens mit dem Vorwissen dem Zufall, dem häuslichen Fleiß oder der Nachhilfeindustrie überlässt. Es dominiert der (zuweilen schlechte) Frontalvortrag ohne vertiefendes, intelligentes Anwenden der neuen Erkenntnisse.

Auch hier sei vor falschen Schulzuweisungen gewarnt: Es ist eben nicht persönliches Versagen der Lehrkräfte, es ist vielmehr die Struktur der Schulen, die es nahelegt, beim alten Stiefel zu bleiben: es fehlen didaktische Supervision und Fortbildung, die Erkenntnisse aus dem in Berlin zum Beispiel nach wichtigen Kriterien aus der Lehr- und Lernforschung vorgenommenen Schulinspektionen führen nicht zu ausreichend systematischen Rückmeldungen mit entsprechenden Konsequenzen, vor allem was die Erhebung und Umsetzung von Fortbildungs- und Schulentwicklungsbedarf angeht. Schulleiter haben nicht die zeitlichen und finanziellen Ressourcen, manchmal auch nicht das professionelle Know-how, um ihre Kollegien in dieser Weise auf einen neuen, erfolgreichen Weg des Unterrichtens zu führen.

Schulautonomie als Ausrede?

Berufsorientierung und ein praxisorientiertes Lernen an anderen Lernorten als in der Buch- bzw. Arbeitsblattschule kann, genau wie die Vermittlung klassischer Unterrichtsinhalte, gut oder schlecht, sinnvoll oder erfolglos durchgeführt werden. - Hier auf die Autonomie der Einzelschule zu verweisen, setzt die Schülerinnen und Schüler einer Beliebigkeit aus, die nicht zu verantworten ist. Es fehlen anspruchsvolle Standards bezüglich der Lernerfolge und persönlichen Entfaltung von jungen Menschen im Schul- und im Berufsbildungssystem. Sind solche Standards gesetzt und ernstgemeint, dann kann man das daran ablesen, dass die Fachkräfte, die diese Standards erreichen sollen, auch den dazu erforderlichen Rahmen und die notwendige fachliche Unterstützung bekommen.

Literatur

- Brzinsky-Fay, Christian/Burkert, Carola/Ebner, Christian/Nikolai, Rita/Seibert, Holger (2009): Die Berufswahl macht's. Eher schlechte Chancen: Ausbildungsabsolventen in und um Berlin. In: WZB Mitteilungen: Übergänge. Chancen und Risiken im Lebensverlauf, Heft 123, S. 16-20
- Cordes, Annemarie (o.J.): Strom und StrOHMerinnen. Wege und Umwege von jungen Frauen in das Berliner Elektro-Handwerk. www.life-online.de
- Hurrelmann, Klaus (2009): Die Lebenssituation der jungen Generation. In: Zukunft in die Schule holen. Lebensplanung, Arbeits- und Berufsorientierung, hrsg. vom GEW Hauptvorstand. Bielefeld

- Hurrelmann, Klaus/Albert, Mathias/TNS Infratest Sozialforschung (2006): 15. Shell Jugendstudie Jugend 2006. Frankfurt am Main
- Kohlrausch, Bettina/Solga, Heide (2009): Erhöht dualer Schulalltag die Abschlussquote und die Berufsfähigkeit von Hauptschüler/innen? Erste Ergebnisse einer Projektevaluation des SOFI. In: Mitteilungen aus dem SOFI, Ausgabe 7, Jg. 3, 1-4
- Reißig, Birgit/Gaupp, Nora (2007): Schwierige Übergänge von der Schule in den Beruf. In: APuZ - Aus Politik und Zeitgeschichte, Nr. 28, 10-17
- Stalder, Barbara E./Schmid, Evi (2006): Lehrvertragsauflösungen, ihre Ursachen und Konsequenzen. Ergebnisse aus dem Projekt LEVA. In: Bildungsplanung und Evaluation BiEv 1/2006, hrsg. von der Erziehungsdirektion des Kantons Bern
- Wolff, Joachim/Popp, Sandra/Zabel, Cordula (2010): Ein-Euro-Jobs für hilfebedürftige Jugendliche: Hohe Verbreitung, geringe Integrationswirkung. In: WSI-Mitteilungen., Jg 63, Heft 1, S. 11-18

Die Autorin ist Professorin für Schul- und Berufspädagogik an der Technischen Universität Berlin.

Der hier ausgearbeitete Vortrag sollte am 19.2.2010 Impulse zur Diskussion für die Veranstaltung von Arbeit und Leben e.V.: "Berufsziel definiert - Ziel nicht erreicht! - Problemfeld Übergangmanagement" geben.